

# Unterhaltungsbeilage der 'Saale-Zeitung'

## Spohnmeyers Töchter

Roman von  
Fritz Gengler.

(10. Fortsetzung.)                      Nachdruck verboten.

"Hörst du? Meine Mittel waren nicht so bedeutend. Aber die Hauptsache ist ein anderes. Nun, und ich denke, wenn ich etwas Geld habe, an Fritz soll's nicht fehlen, dann wird es schon gehen. Hier in Berlin geht es mir nicht mehr. Und ich will's eben so machen."

"Ein du hast's schon gemacht, das auch natürlich meinen Teil an. Aber frant unsere Zeit am Gegenteil. Streifenarbeit ist gar geworden. Verdienen möchten alle soviel wie möglich. Aber an der Arbeit vorüberlassen. Männer von Ihrem Schlage sind mein Fall."

Karl Spennemann glaubte einem günstigen Zeitpunkt, um auf sein gleich beim Beginn der Unterhaltung vorgetragenes Anliehen nunmehr eine Antwort zu erbitten.

Als er es getan hatte, sagte Spohnmeyer sehr jovial: "Ich habe durchaus nichts dagegen, lieber Spennemann. Allerdings wech ich nicht, ob meine Frau dankbar denkt. Aber die würde ich schon bearbeiten, wenn es nötig sein sollte."

"Ich freue mich sehr und danke Ihnen, Herr Kanzleifreier. Ich werde wissen, mich Ihres Vertrauens würdig zu erweisen. Was an mir liegt, wird geschähen, um Ihre Tochter glücklich zu machen. Leider..." Er stockte und blickte unsicher zu Boden. "Nun ja, das gehört eigentlich hier nicht her, aber Sie werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich gleich davon spreche. Friede ist doch keine reine Luft für Liebende zu haben, sie wäre wohl lieber in Berlin geblieben."

"So? Na, was die will, danach geht es nicht. Die hat einfach zu parieren. Und das möchte ich Ihnen gleich heute sagen: Lassen Sie sich Ihre Frau nicht über den Kopf waschen. Aber nun erlauben Sie, daß ich erst meine Frau rufe. Und Friederike na ähnlich auch."

Es gab des heimlichen Staunens und Verwunders kein Ende, als Frau Auguste erfuhr, daß der noch vor kurzen als "Spartakist" und "jauchender Kunde" Verdächtige bei ihr als Schwiegerjohn angenommen war. Und da Frau Auguste aus heiligem Eifer, um in Gegenwart der Eltern den öfentlichen Verlobungsschluß von Karl Spennemann entgegenzunehmen, welcher seinerder Sandlung sie sich mit einem schämigen Erbliden unterzog.

Daß Karl Spennemann an diesem Abend als Gast blieb, bedarf aus Gründen der Selbstverständlichkeit keine besonderen Erklärungen. Weniger einschüchtern wird es annehmen, daß es Frau Auguste angeht, sich in der Speisekammer und Lustpflanz möglichst war, ein vorläufiges Verlobungsmahl zu injizieren, das zwar mehr gutgemeint als reichhaltig war, aber im Hinblick auf die knappen Zeiten sich immerhin sehen lassen konnte, da es Brattartofeln mit Kürbis beband. Und obwohl Ferdinand Spohnmeyer von letzteren ungeniert zu behaupten wagte, daß seiner Herstellung ein saules Ei mit verdammt viel — was ihm von einem jorntpründen Eida legelichten empörten Einspruch seiner Gattin eintrug —, tat Karl Spennemann den Erzeugnissen schwiegermütterlicher Kochkunst alle Ehre an und erklärte, Frau Auguste sei mit Würd für sein Verlobungsmahl.

Nachher vermaßelten sich die beiden Knackschwaten aus Ferdinand Spohnmeyers langer Pseke mit den feinen Wöl-

chen der von Karl Spennemann gerauchten Zigaretten, spornen die leise surrende Gaslampe ein und entzündeten in langen, gigantischen, wunderlich verschlungenen Tellen u. d. Bänke u. zur Zimmerdecke. Frau Auguste empfand diese Knackschwaten-zeugung heute ausnahmsweise als etwas durchaus Gemüthliches und Angenehmes und bedauerte heimlich, daß sie nicht die Möglichkeit beja, ein Glas Wein ansetzen zu können, um dem bedeutungsvollen und eigenartigen Abend zu der ihm gebührenden Krönung zu verhelfen.

Als sie beim Zubereiten dieses Mantos in besagelter Weise Erwähnung tat, meinte Ferdinand Spohnmeyer, es hätte auch schon ohne Wein ein Heidegeland geteilt, denn diese Brattartofeln mit Kürbis wären infolge ihrer Weiche doch wahrscheinlich nicht unter 25 Mark gewesen. Und das sei für eine Verlobungssfeier, wozu Gott, übergenug. Mit welcher Betonung er das Beifried abstrahlte.

Schon im Zeit Legend, rühte er sich noch einmal in die Höhe und sagte: "Allerdings habe ich in meinem Schreibisch noch drei Jochen Wein liegen. Schon von vor den Krieg. Natürlich hätte ich den doch nicht rausgerückt." Sprach's und verzug sein Haupt in den Rücken.

Und Frau Auguste dachte in Empörung und Gram unter einem tiefen, schweren Seufzer: "O Gott, dieser Mann!"

Die Frühlingsgötin hießes für angebracht, sich nach mehrjährigem Verweilen noch einmal zu empfehlen und der Reichsbarität den schon in Kind zu sein, o fubar, und wer sie der Abzugung lebte, die Berliner hätten nun vorab genug Sonne gehabt, schließlich auch in der Annahme, die Bewohner Strée-Althens, sein von Streiz, Spartalien, unputschig, na to fkapppit, Bettelstern und ähnlichen unangenehmen Dingen so stark in Anspruch genommen, daß sie keine Zeit hätten, sich noch nebenbei an den Schönheiten Frias zu ergötzen.

Die Nacht vorher des treulosen schändlichen Wertes waren grobe, unfreundliche Gestellen, die an rauch- n Säulen und fallen Regengüssen Gezeiten fanden. Man sah ihrem Treiben mißmutig zu, wünschte sie ins Pfefferland und sehnte die Wiederkehr der lieblichen Frau mit den Weichentzen im blonden Haar und den Karzissen im goldenen Garterl herbei.

Die Schmählich geing' n Reie des Hausbrandes mußten heran, um den Ofen noch einmal das Vergnügen des Warmwerdens zu verhoffen und an ihren erblühten Kellern erneutes Gezeiten zu finden. Und er in ihrer Nähe bleiben durfte, war zufrieden und froh Spalergänge und Versorgung in für beizug geklimte Tage auf.

Nach Spohnmeyers hatte te sich an dem Sonntage, der dem Tage, an dem Friedrichs Zufunft für Liebende beisegelegt wurde, gefolgt war, den Luxus eines geschützten Zimmers gütlich und sahen sich die feuchtliebe Welt von drinnen an. Spohnmeyers waren in diesem Falle all rings um Friederike und Karl Spennemann, die in jätlichem Behalten am Fenster des Wohnzimmers saßen und leise von der kommenden Zeit redeten, eigentlich also auch nichts saßen. Das Haupt der Familie ba te sich zu einer längeren Seite in das Schlafzimmer zurückgezogen, und Frau Auguste war, in der Sojardes liegend, mit dem Lesen eines am Vormittage von Carlie dngetroenen Briefes beschäftigt, der ihr lebhaftestes Interesse in Anspruch nahm, da es der erste Brief aus Dingelale war.

Der Eintritt Alices ließ sie aufsehen. Sie trug Hut und Mantel und hielt den Regenstiehm in den behändlichstehen Rocken.

"Nanu, willst du ausgehen, Alice?" fragte Frau Spohnmeyer verwundert. "Bei dem Wetter?"

Die fortgesetzte Abschleifung der Schneefläche verurteilt ihre Führung und meistert schließlich die als Schneefahnen bekannten Massen aus. Die Schneefahnen werden gelegentlich der Abenteurer auf in era Schlittenreisen noch oft erwähnt werden, weil sie die Schwertklingen der Reife beträchtlich vermehren.

### Literatur.

**Goethes Faust.** Der Tragödie erster Teil. Eingeleitet von Alfred Ruhn. Mit den Zeichnungen des Peter Corneilius. Verlag Dietrich Reimer (Ernst Bohnen) Berlin.

Die Festschreibung des Berlags Dietrich Reimer ist ein Bruchstück, das eine Fieder jeder Wissenschaft darstellt. Es sollte eine Selbstverständlichkeit für jedes deutsche Haus sein, daß man im Schrank Goethes Faust findet. Wer es sich leisten kann, wird sich nicht mit einem Reclamabdruck begnügen. Wer ein Liebling tun will, der auf gute Buchausstattung Gewicht legt, dem kann die vorliegende neue Ausgabe warm empfohlen werden. Ihre Ausstattung — großes Format, elegante Ausstattung, wertvolle, kostbares hares Papier und ein solider Einband — ist über jeden Zweifel erhaben. Die beigegebundene Corneliushchen Bilder haben mehr historische Bedeutung als künstlerische. Sie sind kurz nach der ersten Veröffentlichung des ersten Teils der Tragödie erschienen. Goethe hat vor ihrer Veröffentlichung eifrig mit dem ihn verheirateten Cornelius korrespondiert. Ich bin die deutschromantische Art anfangs auch nicht befriedigt, so vollzog sich doch allmählich in ihm eine Wandlung und er prächt in ihnen warmen Wobes über die Bilder. Cornelius hat sie ihm schließlich gemeldet. Wenn Alfred Ruhn in seiner sonst trefflichen und sehr bemerkenswerten Einleitung meint, daß ihr glühender Ausdrucksstil, der mit aller naturforschlichen Konvention des Nototo gebrochen habe, sie mit der expressionistischen Kunst unserer Tage verbinde, so geht das meines Erachtens etwas zu weit. Der Geist der Bilder mag durchaus der des sie empfehlenden und nach ihnen bildenden Künstlers sein, des Expressionisten, der Stil aber entfernt sich nicht weit von dem des Naturalismus der Zeit vor Entschung. Das ändert indes nichts an dem Wert dieser gediegenen Ausgabe. M. F.

**Hermann Böhne und die Sowsenke.** Von Sowaante Swante. 5. Auflage. 104 Seiten. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H.

Das Sowaante-Buch ist eine Parallele zu dem bekannten bönschen Romane "Das neue Licht", wie es eigenartig in der deutschen Literatur nicht wieder vorkommen dürfte. Doppelt wertvoll, weil es uns Hermann Böhne vorführen lehrt und uns Sowaante selbst menschlich näher bringt. Sowaante steht vor uns als eine hochgebildete, feinsinnige und wunderbar veranlagte Frauengestalt, die mit diesem Buch zugleich Zeugnis von ihrer karken künstlerischen Veranlagung ablegt. Nach dem ergreifenden Bekennnis, das diese Darstellung birgt, lernt man erst ganz verstehen, daß eine Persönlichkeit wie Hermann Böhne geraume Zeit völlig im Banne dieses Mädchens stand, bis er sich dann durch Schaffung des Liebesromans davon frei machte.

**Wilhelm Bohl im Rämmer rez Nimba.** Sumatras Urwald und Menschen. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau.

Wilhelm Bohl, wohl der beste lebende Kenner Sumatras, der auf langjährigen Forschungsreisen die malakische Inselwelt und vor allem Sumatra kreuz und quer durchwandert hat, führt uns in dem stimmungsvollen Buchlein den Urwald Sibummatras erleben. Bilder einer mehrmonatlichen Durchquerung Sibummatras sehen wir übergleiten. Malakische Luft atmen wir, der Hauch des Urwaldes umweht uns von der ersten bis zur letzten Seite. Von Palembang, dem malakischen Venedig, fährt die Bootfahrt ins Innere, wir lernen den jungfräulichen Urwald kennen, aber auch in seiner flüsternden Feindseligkeit, Kampf ist die Wofung, aber Herrscher ist der Urwald, der aus elementare Naturgewalt Tier und Menschen in seinem unentrinnbaren Bann hält. So führen wir aus den Schilderungen des bekannten Breslauer Geographen den ganzen Stimmungszustand des schönen Urwaldes. Es ist moderne Geographie, die wir nicht lernen, sondern fühlen und erleben.

**Was ist gelieben.** Von Professor Dr. A. Voigt. 109 Seiten. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. 1920.

Zu beziehen durch die  
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63,  
Fernruf 4520 u. 1630.

aus den Augen verloren; sie holten jedoch, sich beim Instrument wieder zu treffen. Wadigan erreichte den Bestimmungsort, tauchte die Aufzeichnungen des Registrierapparates gegen leere Karten aus, warde eine Weile und kehrte dann zurück, in der Erwartung, seinen Gefährten in der Hütte vorzufinden. Da dieser nicht erschien, wurden nach einigen Warten Abteilungen ausgesandt, die in verschiedenen Richtungen nach dem Verschwindenden suchen sollten.

Der Wind hatte eine Stärke von 130 Kilometer in der Stunde; das Umhergehen und das Laute Rufen in dem Schneestreiben war eine saure Arbeit. Das Meer lag ganz nahe, und wir wußten, in wech großer Gefahr sich ein Mann ohne Eisgelen in dem abendigen Wind befand. Wir teilten deshalb zwei Beute aneinander und ließen sie den ober Teil des Boots aus sorgfältig durchsuchen; der eine trieb seinen Fisel in das Eis und hatte damit festen Halt, während sich der andere am Seil bis zum Meeresrand hin arbeitete. Inzwischen war Foggenim ohne jede Hilfe zur Hütte zurückgekehrt. Er hatte viele unangenehme Stunden damit verbracht, sich von einer Landmarke zur anderen durchzuarbeiten; eine Kneibung hatte sich mit Schnee gefüllt.

Nur der Umstand, daß der Wind abzuwandern aus derselben Richtung kam, ermöglichte das Einhalten einer bestimmten Richtung und damit eine erfolgreiche Tätigkeit im Freien. Auf die Weite arbeitete beiläufigweise Wech bis zum Moneographenhaus durch, das 400 Meter entfernt war und das er mindestens einmal im Tag aufsuchte; er orientierte sich stets nach dem Wind. Man sollte annehmen, daß Tageslicht bei so düstem Schneestreiben kaum etwas zu bedeuten hatte. Tatsächlich machte sich jedoch bei Tag ziemlich viel reflektiertes Licht bemerkbar, so daß ein dunkler Gegenstand in 1-2 Meter unbefähig sichtbar wurde. Nichts war gar nichts zu erkennen. Wech ließ bei Nacht nach ungelicher Berechnung bis zum Dach der Hütte und tapete sich denn am Sie herum, bis er den Schein der Sturmlaternen am Eingang der Veranda gewahrt wurde.

Ich habe stets die größte Bewunderung für den nie verlassenen Eifer empfunden, mit dem die wissenschaftlichen Beobachter ihre Pflichten erfüllten.

Um die ungeheuren Mengen Treibschnee zu messen, machten wir uns daran, einen Meßapparat zu bauen, der ungefahr die Schneemenge bestimmen sollte, die während eines Jahres an der Hütte vorbeiträht. Gannam lieferte einen sehr zufriedenstellenden Apparat. Er bestand aus einer großen, für Treibschnee unbrauchbaren Riste, die an der dem Wind zugewendeten Seite mit einem langen Metallrohr versehen war. Durch die Rohröffnung, deren Durchmesser 2 Zentimeter betrug, drang die mit Treibschneebeladene Luft in die geräumige Riste ein; dabei wurde die Wechwindigkeit verringert, infolgedessen fiel der Schnee zu Boden, während die Luft sichwärts durch eine Klappe entwich. Der Schnee wurde in regelmäßigen Abständen durch einen verschraubten Deckel entnommen und geschmolzen; die Menge des Schmelzwassers wurde gemessen und sein Gewicht berechnet.

Bei düstem Schneestreiben traute sich der Schnee auch am Westlich unter der Abzugschüre des Helmes, der ein Bestandsstück unserer aus Vurberchhoff bestehenden winddichten Kleidung war, und wurde durch die warme Haut und den Atem zu Eis. Die Eisdicke war fast an dem Helmband und an Gesicht und Bart an. Diese Schneemasse wurde so dicht, daß wir dauernd die Augen schließen mußten. Es war nicht leicht, im Wind ab zu futteral zu entfernen, weil dies so lang am mit bloßen Fngern geschehen konnte. Wer in diesem Punkt bereits Erfahrung hatte, sorgte in der Hütte dafür, daß das Eis zuerst an dem Helmband entfernt wurde. War dies nicht der Fall und wurde der Helm zu häufig abgenommen, so folgten die Warthaare ebenfalls nach. War der Helm erst vom Kopf entfernt, so wurden die Eiszapfen, die am Bart hingen und die Augenwimpern überzogen, nach und nach mit den Fingern aufgestaut und weggenommen.

Die Schleifwirkung, die durch den Stoß der Schneeteilchen hervorgerufen wurde, war überraschend. Eisfäden wurden in wenigen Tagen durchgeschliffen, Seile ausgefaser, Holz abgerieben und Metalle geätzelt. Wir gingen rötliche Hundebelien an; nach einigen Tagen zeigten sie einen deutlichen Glanz. Von einer Bretterterrasse, die im Wind stand, verschanden alle aufgemalten Warengegenstände, und 14 Tage darauf war sie wunderbarlich geschliffen; die festen, harrigen Werten hatten nur leicht gelitten, während die weichen, warrtrelchen Schichten bis zu einer Tiefe von 50 Millimetern verschliffen waren.



„Das blühen willer“, sagte Alice kühnlich. „Sich den ganzen Nachmittag in der Stube zu hocken und die Hände anzufassen, das halte ich nicht aus.“ Sie betonte das „ich“ und warf einen angrifflichen Blick auf das Paar am Fenster, das sich nach ihr umschau.

„Wie halten's aus, nicht wahr, Fritzel?“ meinte Karl Spennemann lachend und legte seinen Arm um Friederike's Schulter.

„Wer einmal noch Nebenworte geh'n will, der muß sich allerdings im Stundenbuch üben“, sag'e Alice mit spöttischer Schärfe, um dann, zur Mutter gewandt, fortzufahren: „Ich wollte dir nur sagen, daß ich vor zehn kaum wiederkommen werde. Ich habe eine Verabredung.“

„Aber höchstens bis zehn, Alice. Du weißt, Vater mag es nicht. Und ich werde es ihm vorläufig verheimlichen müssen, daß du nicht zu Hause bist, um ihn nicht ärgerlich zu machen. Also hörst du, höchstens bis zehn.“

Alice hatte die vielen Worte der müßigen Rede mit einem festen Anflug von Gelangweiltheit an ihrem Ohr vorübergelesen lassen. „Ja, ja!“ sagte sie nun, warf noch einen prüfenden Blick in den ihr schräg gegenüber befindlichen Esstisch und verließ das Zimmer mit einem schüchternen Abschiedsgruß.

Frau Auguste wandte sich wieder den Lesen des Briefes zu. Aber sie war plötzlich nicht mehr so recht bei der Sache. Immer wieder sprangen ihre Gedanken an ihrem Ohr vorübergelesenen Worten herum. „Ja, ja!“ sagte sie nun, warf noch einen prüfenden Blick in den ihr schräg gegenüber befindlichen Esstisch und verließ das Zimmer mit einem schüchternen Abschiedsgruß.

Frau Auguste wandte sich wieder den Lesen des Briefes zu. Aber sie war plötzlich nicht mehr so recht bei der Sache. Immer wieder sprangen ihre Gedanken an ihrem Ohr vorübergelesenen Worten herum. „Ja, ja!“ sagte sie nun, warf noch einen prüfenden Blick in den ihr schräg gegenüber befindlichen Esstisch und verließ das Zimmer mit einem schüchternen Abschiedsgruß.

Frau Auguste wandte sich wieder den Lesen des Briefes zu. Aber sie war plötzlich nicht mehr so recht bei der Sache. Immer wieder sprangen ihre Gedanken an ihrem Ohr vorübergelesenen Worten herum. „Ja, ja!“ sagte sie nun, warf noch einen prüfenden Blick in den ihr schräg gegenüber befindlichen Esstisch und verließ das Zimmer mit einem schüchternen Abschiedsgruß.

Frau Auguste wandte sich wieder den Lesen des Briefes zu. Aber sie war plötzlich nicht mehr so recht bei der Sache. Immer wieder sprangen ihre Gedanken an ihrem Ohr vorübergelesenen Worten herum. „Ja, ja!“ sagte sie nun, warf noch einen prüfenden Blick in den ihr schräg gegenüber befindlichen Esstisch und verließ das Zimmer mit einem schüchternen Abschiedsgruß.

Frau Auguste wandte sich wieder den Lesen des Briefes zu. Aber sie war plötzlich nicht mehr so recht bei der Sache. Immer wieder sprangen ihre Gedanken an ihrem Ohr vorübergelesenen Worten herum. „Ja, ja!“ sagte sie nun, warf noch einen prüfenden Blick in den ihr schräg gegenüber befindlichen Esstisch und verließ das Zimmer mit einem schüchternen Abschiedsgruß.

Frau Auguste wandte sich wieder den Lesen des Briefes zu. Aber sie war plötzlich nicht mehr so recht bei der Sache. Immer wieder sprangen ihre Gedanken an ihrem Ohr vorübergelesenen Worten herum. „Ja, ja!“ sagte sie nun, warf noch einen prüfenden Blick in den ihr schräg gegenüber befindlichen Esstisch und verließ das Zimmer mit einem schüchternen Abschiedsgruß.

„Infolge des zum Schmutz, zum Eigenwillen. Und in ihrer Leidenschaft, überläßt ich, ein verächtliches Wesen findenden Art glaubte sie, etwas Besseres zu sein als andere, vor allem als ihre Schwestern waren. Aber trotzdem Frau Auguste sich nicht verhehlte, daß im Wesen Alice's manches hätte besser sein können, galt sie ihr doch in ihr als die andere. Und darum war das Maß ihrer Sorge über die nun schon seit Tagen so merklich veränderte auch an Mähen gestillt. Wann sie nur erst wieder glücklich dasheim sein möchte! — Der Sinnenden war es so eigenartig unzufrieden sein Herz.“

Die Nachmittags- und Abendstunden verbrachte wie im Fluge. Gegen zehn ging Karl Spennemann, an Friederike naürlich eine treue Begleiterin in vor die Haus Thür. Man hatte sich zu stark unter Beobachtung gewußt und nur selten einmal zu einem verächtlichen gelangten. Es war Gelegenheit gehabt. Auf den Treppe und in Hausflur würde sie niemand beobachten. Und da war es überall eher dunkel als hell. Die eine, noch dazu auf sparigen Coverdach eingestellte Flamme im Treppenhause gab nur spärliches Licht.

Rein Wunder, daß Friederike mit ihrer Kerze vorzog. Ferdinand Spohnmeyer gabte trotz seines langen Nachmittagslaufes ziemlich anhaltend, zog die Uhr und kurrte etwas von „Unserantwortlichkeit“ blieb aber in der Hauptsache noch gemächlich.

Als dann aber eine volle Viertelstunde verging, ohne Friederike wiedergebracht zu haben, und auch Alice immer noch fern blieb, fiel sein Stimmungsbarometer rasch und veränderte Sturm.

„Ist das eine Art?“ fragte er, seine Gaiten mit strahlenbildenden Mustern, als sei sie selbst über die Zeit gebildet. „Nun ich ihnen beide nicht wiederzufinden. Das heißt allem Tageswesen. Aber es ist kein Wunder heut zu Tage. Alldings mehr Pünktlichkeit. Jeder treibt es, wie es ihm paßt. Die Welt sieht aus wie ein Bauland, in dem alles durcheinanderliegt.“ Er sprang aus und durchmaß das Zimmer mit weit ausholenden Schritten.

Frau Auguste, die aber Alice's Fernbleiben nicht empfand war, versuchte mit dem Himmelpfand auf Besichtigung, die überall einmal vorkämen, den Erregten zu beruhigen, fand aber stärke Abkühlung.

„Nurlich hat du Entschuldigungen. Unerschüt, dergleichen noch entschuldigen zu wollen. Ein anständiges Mädchen bleibt allein nicht bis Mitternacht weg. Und Friederike könnte auch schon wieder oben sein.“

„Aber, Ferdinand, es ist ja knapp 11 1/2! Wie kommst du von Mitternacht sprechen. Und Fritzi...“

„Ganz gleich! Für mich ist 11 1/2 eben Mitternacht!“ Die Bekanntgabe dieser arithmetischen Annahme ließ jedoch Frau Auguste den Mund. Sie wartete in Ausbleibenden Ungeduld und hoffte, daß die Wiederkehr der Ausbleibenden den äußerst unruhigen Zustände schließlich ein Ende bereiten würde.

Friederike erschien auch in der nächsten Minute. Das Haar etwas mit und mit heißen Lippen. Stillschlagend, ein wenig verlegen, aber sich keines Bergens bewußt. Sie verstand daher auch nicht, daß der Vater sie mit einem harten Vorwurf empfing und von „modernen Ungehörigkeiten“ sprach.

Als die Blut seiner Rede endlich verweht war, glaubte sie, am nächsten zu tun, sich zu entfernen. Sie wünschte, nicht unerheblich verkehrt sprechend, „gute Nacht“ und verließ das Zimmer.

„Ich gehe auch schlafen“, erklärte der Kanzleireiter, mindestens zum fünfzehnten Male seine Uhr legend. „Denn ich habe keine Lust, mir um unpünktlicher Töchter willen die die ganze Nacht um die Ohren zu schlagen. Worte da meintwegen bis morgen früh auf die Heimkehr der Heberlichen Prinzessin. Gute Nacht!“

Frau Auguste's Ungeduld wich allmählich dem gütigen Sorge und wurde schließlich zu einer heißen Angst, als in der Zeit des Regulators der Vollendung der zweiten Stunde nachtrafen und Alice immer noch nicht heimgekommen war. Unmöglich ging das mit rechten Dingen zu. Da mußte irgend etwas Unhergebräuchliches passiert sein.

(Fortsetzung folgt.)

### Fremdes Schicksal.

Von Hans Bauer.

(Nachdruck verboten.)

Ich bin über den Dessen des Briefstapels, den jeder Morgen auf meinen Tisch weht. Da ein Brief von einer Bekannton, da einer von meinem Dresdener Freund, da wieder einer von einer Bekannton, da eine Drucksache von einer Aluminium-Rochschelz-Fabrik und da:

#### Lieber Heinrich!

Seit 6 Wochen hat Du mit lehrer Zeile mehr geschrieben. Ich vergesse fast vor Anfrucht und wech nicht, was daraus noch werden soll. Wenn ich auch in dieser Woche nichts von Dir erhalte, geschieht irgendetwas. Entweder reise ich Hals über Kopf von hier ab und komme zu Dir. Oder ich — schreibe Ida. Jawohl: ich schreibe Ida!!! Ich bin jetzt in einer Stimmung, in der ich zu allem fähig bin. Wellt sich sogar dazu, mit einer Kugel durch den Kopf zu schießen. Denn ich habe die furchtbare Ahnung, daß Otto doch recht hatte. Also bitte, bitte, lieber Heinrich! Schreibe mir noch diese Woche. Ich muß nun wissen, woran ich bin.

Deine Käthe.

Ich schreibe für einen Augenblick die Augen. Lieber Heinrich — Ida — Otto — Käthe. Nein, nein: Hier kommt etwas nicht. Was steht denn eigentlich auf dem Kuvert? Herrn H. Brauer, Ködnerstraße. Also eine Verwechslung. Dieser Brief ist garnicht an mich gerichtet. Ich habe ihn versehenlich geschickt und werde in Zukunft nicht so leichtfertig beißen auf meinem Tisch. Legenden Brief unbeschieden zu sein dürfen. Und wer ist denn der Absender? Käthe Ziesendach, Hamburg, Seestraße 103. Ich überlasse noch einmal die Zeilen. Was werden sie miteinander haben, dieser Heinrich und diese Käthe? Und wer wird Otto, wer Ida sein? Ich versuche zu kontrieren: „Wie sieht hat Otto recht...“ Otto scheint eine bessere Verachtung Käthe gegenüber ausgesprochen zu haben. „Jawohl: ich schreibe Ida!“ Das klingt wie eine Drohung. Käthe scheint von Heinrich etwas zu wissen, was Ida von ihm nicht wissen darf. In welchem Verhältnis werden Käthe und Ida zu einander stehen? Ob sie sich duzen? Wo Ida wohnen mag? Wahrscheinlich hier. Wenn sie in Hamburg wohnt, braucht Käthe ihr nicht zu schreiben. Und wie nun Otto zu Ida stehen wird? Darüber geht nichts aus den Briefe hervor. Es geht allerdings ichens Endes nichts aus dem Briefe hervor. Weich ich dann, ob Käthe nicht vielleicht nur eine Querulantin ist, die das Kugel — in — den — Kopf — schießen täglich sechsmal im Munde führt, irgendein Franziskaner, das nicht ernst zu nehmen ist. Aber natürlich: diese Worte können auch mit Blut geschrieben sein. Können der Text einer furchterlichen Verwundung sein. Was geht mich schließlich an. Ich werde dem Briefträger den Brief zurückgeben und bedauern, daß ich ihn versehenlich geschickt habe. Das könnte ich. Und die Sache wäre für mich dann erledigt. So erledigt, wie sie es wäre, wenn der Brief sich nie in meine Hände gedrängt hätte. Aber nun, da er es doch getan hat, geht es da an, ein'ig beiseite zu stehen? Ob ich jenen Brauer einmal aufrufen? Oder ob ich jener Käthe schreibe? Ein'n Trostbrief: sie solle nicht verzweifeln! Das Leben sei zu reich, als daß es sich lohnte, es einer Enttäuschung wegen wegzuwürfen. O! Ich glaube schon, daß ich beiden ein gut Sprüchlein auf den Weg geben könnte, sie lehren könnte, ihr Geschick von einer höheren Warte aus zu betrachten, als sie es tun.

Und wenn ich es täte: was wohl die Folge wäre? Wohl Herr Brauer würde mich wahrscheinlich mit strengem Blick messen, entsetzt fragen, was mich das alles angehe und mir mit der Türe weisen. Und jene Käthe: sie würde mir entweder garnicht antworten, oder aber meine Zurücklässigkeit empfinden. Beide würden sie mir, dem Fremden gegenüber, den Korrekten spielen. Ihre Seelen sind durchwählt. Mitleidserweise wenigstens. Aber sie empfinden es abgesehen, mit dieses Durchwählwerden zu gehen. Die beiden sind ungleich. Aber darin würden sie einig sein, daß das Geheimnis ihrer Uneinigkeit den politischen Gesetzen unterliegt.

Wenn einer heut auf der Straße ebensmäßig hinhinkt, so erschalle ich eine Menschenficht, wenn ich, als zu der Postant, mich gegen annehme. Kein'r geht mich der unbedingten Einmischung in fremde Angelegenheiten an, wenn ich mich nicht d'r Annte. Wenn ich aber zu all'g von einer anderen Dienmacht erahre und helfen zu können glaube, so... so... Mein Einfluß ist geacht. Schon ist der Blick der Seite geligt. Schon bin ich in die Refaire der Rochschelz-Propaganda verurteilt.

Draußen tobt die Welt. Ist ein's Herz und eine Käthe, und ein Otto und eine Ida. Wie es ist, ist Käthe bald ihr Leben aus. Vielleicht wird sie in Seie der Jde morgen von einer Erruption hergegrüht. Draußen tobt die Welt. Ueber dieser Welt hängt die der politischen Gesetze, der Form und der Korrektheit.

### Im Sturmreichsten Land der Welt.

Wir freuen uns, unsern Lesern eine Probe aus dem Leben bei Brockhaus in Leipzig in 2 Bänden erschienenen Werk „Leben und Tod am Südpol“ von Douglas Mawson bieten zu können. In den zwei mit prächtigen Bildern und naturhistorischen Abbildungen und Karten reich ausgestatteten Bänden enthält das Werk die auf einer zweijährigen Expedition der letzten Südpolarregion und einleitend über die Geschichte der Entdeckung aller Arktiden die Schilderung der kühnsten erprobten Tätigkeit der Expedition an dem von jüdischen Schneefürken durchdrungenen schiffen Edeid rings um den Südpol. Neben den dunklen Schatten des Todes sehen wir die Bilder der Bekannton und des Humors, der die Gefahr kühner Männer in den schwierigsten Lebenslagen nicht verlaßen hat. Das in Wort und Bild ausgeglichene Werk kommt für ein Weihnachtsgeschenk in erster Linie in Betracht.

Bei der Hütte hatte sich ein kleiner Verein gebildet, der die Aufwendungen als Zusammenkunftsort beahnte. Hier wurden die allerersten Neugierigen ausgetanzt und über das Wetter immer wieder in wenig schmeichelhaften Ausdrücken gesprochen. Zu den Wohlgeleiteten zählte Wetter, der den Wasservorrat aus der unerreichlichen Quelle des Gletschers ergänte. 18 Mann bräuchten viel Wasser zum Kochen und Wasche waschen, zu häuslichen und andern Zwecken. Cloe schaffte Wasser herein, spannte den Schnee tonnenweise von der Beranda und machte sie überall nützlich. Murphy war der bewiesene Lagerverwalter. Wie unsere Vorratstisten im Freien wurden auch die Gegenstände in der Beranda von Schneefürken überhöhet. Murphy hielt ohne jede Hilfe die Beranda in Ordnung, ergänte die Vorräte und sorgte für die Käthe. Minnis und Wech verständigigten den „Beranda“, dem sich immerfort Mitglieder aus dem Innern der Hütte anschlossen.

Die meteorologischen Instrumente mußten unter diesem Klima leiden, obwohl sie gut gehandhabt wurden und gut untergebracht waren. Waren die Registrierblätter der Instrumente glänzend ausgetauscht, so verpackte der Meteorologe sie in eine Ledertasche und schenkte diese auf seinem Rücken fest, um sie unbeschädigt zur Hütte nicht zu verlieren. Dort wurde die Tasche sofort geöffnet und geleert; die Papiere mußten dann aus einem kleinen Schneefurken herausgeschlicht werden.

Wir können von Glück sagen, daß sich keiner bei dem dichten Schneestreiben verlor, das ihm die Ansicht auf die Hütte ganz raubte. Hodgeman verurteilte und einmal große Sorge. Unter anderem hatte er Madigan alle Aufarbeiten abgenommen, wenn für diesen als Hauptmeteorologen am Tage nach seiner Madigan ein Tagesdienst an der Reihe war. Es war jetzt im Herbst, als Hodgeman und Madigan sich eines Tages zum Anemometer begaben. Sie waren kaum aus der Hütte getreten, als sie einander

